

UTE HOLL > CHRISTOPH NEUBERT

> DAGMAR BRUNOW > SVEN STOLLFUSS

> TILMAN BAUMGÄRTEL > TANJA NUSSER

> SKADI LOIST > ERHARD SCHÜTTPELZ

> ANKE ZECHNER > ANDREAS BEINSTEINER

WIE IST DIE MEDIENWISSENSCHAFT DER ZUKUNFT UND DER UTOPIE?

Ute Holl

Sehr geehrte ..., liebes Kettenglied, was war das für ein Würfel, dessen Wurf uns an den Anfang der Kette loste und lotste? Medienwissenschaft, die nach der Zukunft fragt, fragt nach dem Verhältnis von Würfel und Wurf. Weil das den Zufall nicht abschaffen wird, hier also ein unwahrscheinlicher Brief.

1. Nachrichten mit Adressen, aber ohne Adressaten sind das tägliche Geschäft der Medienwissenschaft. Deshalb wird sie auch in Zukunft von Harry Watts und Basil Wrights Film *Night Mail* (1936) träumen, in dem es drauf ankommt, dass Post versammelt und verteilt, im richtigen Moment mitgerissen, eingeworfen, abgeworfen wird. Mit dem richtigen Schwung. Von den «Workers of the Travelling Post Office», die nachts arbeiten oder wenigstens im Dunkeln, wie wir, wird Medienwissenschaft lernen, dass auf den Wegen der sich verzweigenden Schienen und im Netz der Knoten und Kanten alles auf den Moment ankommt. Umgebung muss dafür mit Körper synchronisiert werden, Entscheidung fällt in der Zäsur: «You want two bridges und forty-five beats», sagt Grierson, schreibt Auden ... jetzt!

2. Damit es ankommt, sind wir getaktet. Disponiert, trainiert, rhythmisiert. Die Zustellung eines Briefes wird immer auch mechanisch bleiben, Klappen, Tasten und Touch. Medienwissen wird rhythmisch denken müssen, in Takten und Zäsuren, zwischen den Worten. «This is the night mail, crossing the border, bringing the cheque and the postal order.» Oder sonst Anweisungen, zu lesen, schreiben oder rechnen mit der Zeit. Medienwissenschaft wird sich den Anordnungen verweigern, um zu erkunden, wer sie schickt.

3. Medienwissenschaft der Zukunft muss geschickt sein. Als Kettenbrief, Flaschenpost oder jene Sendung, die heißt *To whom it may concern*, geschickt auf Wegen, die ihre Adressat_innen nicht kennen, sondern finden und erfinden. Wie jene Zettel, die zirkulieren mit der Aufschrift: Wer das liest, ist ... Medienwissenschaftler_in. Nicht immer ist es Aufschrift, mal ist es Aufdruck, Aufruf, Aufblitzen, Aufkreuzen, Kratzen oder Pfeifen. Nimmt jemand die Sendung an, fängt jemand die Botschaft ab oder auf, lässt sich der Weg der Übertragung rekonstruieren. Zukunft der Medienwissenschaft wird das *futurum exactum* sein, ihre Utopie immer Post.

4. Konstitutiv für Medienwissenschaft ist Nicht-Wissen. Wer theoretisch und methodisch mit seinem Nicht-Wissen verfährt, treibt Medienwissenschaft. Solange blinde Flecken als Bedingung von Wissen entdeckt werden, Blindheit und Taubheit als Bedingung von Wahrnehmung, Leere als Verweis auf Operationen, so lange wird es Wissenschaft von Medien geben. Das schließt einen geschlossenen Kanon von Texten und Gegenständen, formale Methoden und strikte Grenzen der Disziplin aus. Medienwissenschaft wird keine Disziplin sein, sondern neue auftreiben, Grenzen verhandeln, sich zwischen Gestalt und Grund schieben, aushalten da, wo disziplinär gerade nichts geschieht.

5. In der Wissensgesellschaft hat Zukunft, wer Ahnung von deren Grenzen hat, wer die Archive auf Lücken untersucht, wem dämmert, wo Wissen nicht ist, wer die Operationen kennt, die das System treiben, wer sie benennen wird. Aber wird Medienwissenschaft mit dieser Empfehlung kreditwürdig bleiben?

6. Medienwissenschaft wird symptomatisch sein und ihren Einsatz an Zäsur, Kluft, Sprung und Straucheln finden. Zwischen Materialität und Immaterialität, Programm und Postskriptum, Signal und Rauschen, Technologie und Technik. Wird unterscheiden müssen zwischen Tanz und Tänzerin. Sie wird sich für Differenzen, nicht für Phänomene interessieren. Medienwissenschaft wird weiter nach Fehlern, Lecks und Lücken suchen, sich für die Flecken der Empfängnis interessieren, daher keinen Ausnahmezustand kennen und den Souverän zu Fall bringen.

7. Deshalb wird Medienwissenschaft von schlampiger Aufmerksamkeit, von Zufällen und Überraschungen leben, vor allem im Hinblick auf sich selbst.

8. Medienwissenschaftler_innen kopieren und übernehmen in jedem Fall Verantwortung für ihre Rede, auch wenn diese konstitutiv falsch übertragen wird. Sie werden Diskurse analysieren und die eigene Praxis beobachten: Weniger das Schreiben, Lesen, Rechnen als das Verschreiben, Verlesen, Verrechnen. Sie werden λέγειν dem λόγος vorziehen und sich überall versammeln.

9. Medienwissenschaft wird nicht gesellschaftsfähig sein.

10. Weil sie den Geist ausgetrieben hat, handelt Medienwissenschaft von radikaler Endlichkeit. Das ist ihre Epistemologie und Ökologie. Mehr Utopie wird es nicht geben. Das wäre immerhin das Ende der Spekulation.

11. Medienwissenschaft hat ein Gender-Problem. Es gibt einen Sender, aber keine Senderin.

12. Alles kommt darauf an, die Sendung im richtigen Moment loszuschicken. Ins Netz zu werfen. *Night Mail* wurde im Studio gedreht, das sieht jede Filmwissenschaftlerin.

> Christoph Neubert

Liebe Ute Holl, liebes nächstes Ketten-
glied, liebe Alle, die es angeht,
mit solch ungewissen Adressierun-

gen, an die wir uns im Arbeitsalltag wie in der theoretischen Reflexion längst gewöhnt haben, muss es vorerst weitergehen. Fünf Fragen mal zehn Briefe, von der Kette zum Netz. Unsere Zunft ist und bleibt der Post verpflichtet, was nicht zwangsläufig zur Beförderung des Optimismus beiträgt. Wir werden geschickt sein, so oder so, und Sie haben das Beste davon gesagt. Ein Plädoyer gegen Festlegungen, wenn diese Zusammenfassung erlaubt ist, mit dem ich sehr sympathisiere und das sich unfehlbar mit der kurzen Geschichte verbindet, auf die die Medienwissenschaft hierzulande als akademisches Fach zurückblickt. Im Editorial der Zeitschrift, die unsere Briefe angeordnet hat, war lange von der «besonderen Situation der Medienwissenschaft als einer jungen Disziplin» zu lesen, «die zwar in regem Austausch mit den tradierten Disziplinen steht, ihre Gegenstände und Fragestellungen jedoch oft abseits zentraler Paradigmen von den Rändern her entwickelt.» Damit ist die Raum- und Zeitutopie der Medienwissenschaft, immer im tapferen Kollektivsingular, präzise umrissen: Wo sich Abseitigkeit und Randständigkeit als intellektuelle und wissenschaftspolitische Tugenden empfehlen, steht der Blick auf das, was kommen soll, im Zeichen der Selbsthistorisierung, verweist die Zukunft auf die Herkunft. Da gehe ich – als gelernter Germanist – viele Schritte mit. Etwa, was die Austreibung des Geistes anbelangt (bei allen Kollateralschäden), oder was die gebotene Reserviertheit gegenüber kurrenten Formeln wie Wissens- oder Informationsgesellschaft betrifft. Und ganz zweifellos sollte die Medienwissenschaft der Zukunft – weiterhin – der Logik wie der Natur misstrauen, Operationen dem System, Differenzen dem Phänomen, Prozesse dem Objekt vorziehen, ein theoretisch begründetes und kritisch motiviertes Faible haben für Figuren der Kontingenz, des Kontrollverlusts und der Störung (Moment, Zäsur, Sprung, Fehler).

Als Voraussetzung einer solchen Epistemologie erscheinen die bewusst gepflegte Offenheit und der Pluralismus, die unser Fach im Blick auf Gegenstände, Theorien, Methoden und Anwendungsfelder auszeichnen und spannend machen, die aber in diametralem Widerspruch zur institutionell gebotenen Profilbildung der kulturwissenschaftlichen Medienforschung stehen. Die Paradoxien, die sich aus dieser Konstellation ergeben, prägen seit Jahren die

13. Früher hieß es: Ich empfehle mich, *mi raccomando*, überlasse mich dem ausgelosten Los. In Zukunft: Einschreiben.

>

Identitätsbildung und Selbstvergewisserung des Fachs und sind Gegenstand einer mittlerweile ansehnlichen Menge von Publikationen. Die Proliferation von Krisendiskursen (zu denen ich die vorliegende Briefkette mal rechne) mag als Zeichen für die gelungene Etablierung des Fachs gelten, doch sollte man, das wäre mein Plädoyer, die faktische Unwahrscheinlichkeit der Medienwissenschaft nicht aus dem Auge verlieren. Damit ist der ungeliebte Begriff der Disziplin aufgerufen. «Medienwissenschaft», schreiben Sie, «wird keine Disziplin sein, sondern neue auftreiben.» Zumindest gegenwärtig scheint das nicht zuzutreffen – dank der Arbeit vieler, die sich, wie Sie selbst, nachhaltig für die Institutionalisierung der Medienwissenschaft eingesetzt haben und weiter engagieren. Und als Prognose oder Utopie irritiert mich an dieser Aussage, dass sie das Erreichte in Frage zu stellen scheint. Disziplinengrenzen und Kanonisierungsprozesse sind als Ermöglichungsbedingungen (medien-)wissenschaftlicher Kommunikation ja nicht per se unproduktiv.

Greifbarer werden diese Probleme, wenn man sich von der Forschungsperspektive löst und der Lehre zuwendet, wo vielfach unzureichende Infrastrukturen, DozentInnen in prekären Beschäftigungsverhältnissen und überforderte bzw. orientierungslose Studierende an der Tagesordnung sind. Trotz effektiver Bemühungen um übergreifende Profilbildung und Kompatibilität bleibt die inhaltliche wie methodische Heterogenität medienwissenschaftlicher Studiengänge, vor der das ungeliebte Empfehlungspapier des Wissenschaftsrats 2007 gewarnt hatte, vielerorts ein reales Problem. Berührt sind hier nicht nur inhaltliche und methodische Fragen, sondern zugleich solche nach den vermittelbaren wissenschaftlichen Standards selbst. Zur weiteren Konsolidierung der Medienwissenschaft würde auch eine stärkere gesellschaftliche Verankerung und Anschlussfähigkeit beitragen, die über die universitäre Forschung und Lehre mit einer Schnittstelle zum Arbeitsmarkt hinausgeht – bis in den Bereich der Schulbildung hinein. Medienwissenschaft müsste dann sehr wohl «gesellschaftsfähig» werden.

Die Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie ist also bereits aufgeschrieben, unter anderem in zahllosen Strategie-, Konzept- und Positionspapieren. Was zum Bild der Kette zurückführt, zu der Frage nämlich, woran wir letztlich hängen. Sie sei

► Dagmar Brunow

Liebe Ute Holl, lieber Christoph Neubert, liebe folgende Kettenmitglieder, liebe ZfM-LeserInnen, wie wäre es mit einer *Wunschproduktion*, die uns aus dem Schlamm der Gegenwart hinauszuführen vermag? Vorerst, an dieser Stelle, noch singular, hoffentlich bald kollektiv, jedoch stets im Bewusstsein, dass ein richtiges Leben im falschen nicht nur keine Utopie, sondern schlicht eine Unmöglichkeit darstellt. (Schließlich ist es auch ein Symptom für die Gesellschaft, in

zurückführt, zu der Frage nämlich, woran wir letztlich hängen. Sie sei Ihnen, den weiteren KorrespondentInnen, überlassen.

Keep it real.

►

der wir leben, dass sich die Utopie nicht denken lässt.) Insofern soll also eine Wunschproduktion keine Utopie ins Diesseits holen, sondern kann allenfalls der Versuch der Beschreibung von gedanklichen Möglichkeitsräumen sein. Und diese liefern womöglich Denkanstöße, wie sich das Dasein im beschädigten Leben ein wenig erträglicher gestalten ließe.

Der Möglichkeitsraum einer Medienwissenschaft wäre der einer Wissenschaft,
 die ihre eigenen Voraussetzungen hinterfragt;
 die ihren Adorno genauso beherrscht wie ihren Fiske;
 die ebenso transnational ist wie national;
 die so bunt ist wie Technicolor,
 so elegant wie Fred Astaire, so rasant wie Tura Santanta, so schillernd
 wie Mario Montez;
 in der empirische Analysen nicht gleichbedeutend sind mit dem
 Mangel an Theorie;
 für die Positivismus nichts ist, worauf sie stolz sein kann;
 die die Trennung zwischen Peripherie und Zentrum aufhebt;
 die immer daran arbeitet, es nicht beim «keep it real» zu belassen;
 in der Kollektivität etwas anderes bedeutet als eine Gruppe
 von Einzelkämpfern;
 «bringing letters for the rich, letters for the poor/the shop at the
 corner, the girl next door»;
 für die kleinen Ladenmädchen im Kino;
 die über einen Mittelbau verfügt;
 die «queer» nicht mit «schwul-lesbischer Identitätspolitik» verwechselt
 und «Gender» nicht mit «Repräsentation von Frauen»;
 in der *Gender Gap* lediglich ein historisches Phänomen beschreibt;
 die Maskulinität als Konstrukt, auch im eigenen Wissenschafts-
 betrieb, reflektiert;
 in der der *Gender Gap* nicht durch die irrsinnige Konstruktion
 der «Lehrkraft für besondere Aufgaben» noch verstärkt wird (bin
 kein Walt Whitman);
 die nicht von weißen Mittelschichtskids dominiert wird;
 in der Migrantenkids nicht beforscht werden, sondern forschen;
 in der sich Mehrheitsdeutsche nicht an ihre Privilegien klammern;
 die um Deutschlands Kolonialgeschichte weiß;
 die so aktuell ist und am Puls der Zeit bleibt wie im Moment,
 die Geschichte, Gedächtnis und Archiv trotzdem, und gerade deswegen,
 im Auge behält;
 die zudem den internationalen Forschungsstand im Blick hat;
 die World Cinema unterrichten kann, ohne in Exotismus zu verfallen;
 die Schief lagen in Kanonbildung und Filmhistoriographie nicht perpetuiert,
 sondern reflektiert;

die durch *unerwartete* Forschungsergebnisse überrascht;
 bei der Rezeptionsforschung nicht in Essentialismus mündet;
 die Performativität ebenso mitdenkt wie Repräsentationspolitiken;
 die transdisziplinär auf andere Fachrichtungen einwirkt;
 in der administrative Aufgaben nicht den Alltag dominieren;
 in der intellektueller Austausch wichtiger ist als Pflichtübungen;
 mit mehr *quo vadis?* anstatt *status quo*;
 die den Spirit der Tanzszene aus *Bande à part* in sich trägt,
 oder besser noch: wie beim Lindy Hop in *Hellzapoppin*;
 mit einer täglichen Arbeitszeit wie bei Thomas Morus (sechs Stunden);
 mit Studienbedingungen, wie wir sie selber gern gehabt hätten;
 bei der ich all das hätte niederschreiben können, was mir auf der Zunge lag;

> Sven Stollfuß

Liebe Ute Holl, lieber Christoph
 Neubert, liebe Dagmar Brunow, lie-
 bes nächstes Kettenglied und immer
 auch: *to whom it may concern*,

die einen gelungenen Balanceakt
 zwischen fröhlichem Nerdium
 und geistiger Offenheit vollzieht;
 die kritisch ist, auch sich selbst
 gegenüber;
 bei der das Wünschen geholfen hat.

>

die Ausgabe, der wir in so organi-
 siert Unordnung – der Würfel gibt den Ton an – zugefallen sind, schreibt
 sich scheinbar mühelos von ganz allein. «Kollaborativ» und in einer «Reihen-
 folge» kommt man zusammen, kann «Bezug nehmen» auf das, was einen
 anspricht «oder nicht». Und so arbeiten wir an einem «vom produktiven Zu-
 fall inspirierten Forum», das «plurales Denken», «heterogenes Wissen» und
 «kollektive Intelligenz» hervorbringt, abdruckt, aufscheinen lässt. Und warum
 auch nicht? Der unwahrscheinliche Brief als Kette, der seine Adressat_innen
 erfinden und dennoch womöglich nie finden wird; das assoziative Mäandern
 durch das Feld der Medien und ihrer Wissenschaft als Herausforderung des
 Einen, der Vielen, vor allem aber des Denkens auf Stichworte: etwa Nach-
 richten, Adresse, Ort, Rhythmus, Technik, Signal, Rauschen, analog, digital,
 Zeichen, Ästhetik, Zäsur, (Nicht-)Wissen, (Im-)Materialität, Schrift(lichkeit),
 Bild(lichkeit), Phänomene, Motive, Akteure, Daten, Netzwerke. Zu guter
 Letzt – und doch immer schon am Anfang: Medien, Medium. *Übertragen*,
Speichern, *Prozessieren*! Was bleibt, ist eine Frage: Was ist Medienwissenschaft?
 Oder besser doch: Was ist Medienwissenschaft nicht? Eine Disziplin, heißt
 es, vermag sie scheinbar nicht zu sein, steht sie doch quer zu allen anderen.
 Als diskursstrategisches Bindeglied zwischen Theorien, Praxen, Disziplinen
 und (Wissens-)Politiken? Sind also nicht nur Medien *Dazwischen*, sondern die
 Medienwissenschaft ist es gleich mit?

Und dennoch ist sie ein Fach, das man studieren kann – nur nicht über-
 all im selben Zuschnitt. Medienwissenschaft gibt es nicht aus einem Guss.
 Sich nicht auf *einen* Medienbegriff festzulegen bedeutet, der (ungebrochenen)



Abb. 1 *A Communications Primer*,
Regie: Charles & Ray Eames,
USA 1953, Screenshot (Orig. in
Farbe)

Pluralisierung der Medien und so auch der Medienwissenschaft freien Lauf zu geben. Der unermüdliche Theorieimport aus anderen, auch naturwissenschaftlichen Disziplinen folgt dabei nicht selten auf dem Fuße. Und auch hier: Warum denn eigentlich nicht?

Medienwissenschaft bleibt eine Denkfabrik, die immer auch über sich selbst nachdenkt. Über Medien, Kultur, Natur (mit oder ohne Latour), über das Verhältnis von Prozessen und Objekten, über Technik, Praxis und Einschreibung, über das Innen der Fläche und das Außen der Rahmen. Von den Rändern, den Rahmen her zu denken,

schickt sich an, keine Frage. Aber doch erst in den Verkettungen von Außen und Innen entfaltet sich etwas, das zu erkennen und zu erklären die Medienwissenschaft sich zur Aufgabe macht. Ihre Theorien (und möglicherweise auch Methoden) können dabei den Zufall nicht übergehen, weil jedes geisteswissenschaftliche Arbeiten darauf angewiesen ist. Der Würfel, der Wurf und die Spannung über das, was kommen mag, gehen schlicht Hand und Hand – ohne das Risiko des Eventuellen ist Forschung nicht gerade sexy. Erkenntnis sollte doch am Ende gerade nicht das sein, was am Anfang schon eingebracht wurde. Spätestens hier bedarf es dann der Störung, des Fehlers, des Faibles für den Kontrollverlust: Ein kurzer Blick ins weiße Rauschen?!

Damals, als alles seinen Lauf nahm mit dem produktiven «riskanten Dilettieren»¹ und dem Aufbruch der Medienwissenschaft, die so noch gar nicht hieß, war die Arbeit, so sagt man, möglicherweise naiver und vielleicht auch vergnügter?! Heute, das merken alle auf die eine wie die andere Weise, ist die Arbeit an/um/mit Medien in jedem Fall verbissener. Vielleicht, weil mittlerweile alle eine Meinung zu Medien haben und die Medienwissenschaft im Dazwischen zerrieben wird? Vielleicht auch einfach deshalb, weil sich Ideen aus der <Gegend> zwischen «Gestalt und Grund», da, «wo disziplinär gerade nichts geschieht», nicht so leicht in Vorantrag und Vollantrag übersetzen lassen?

Sei es drum, dem Aufruf folgend, den «Spirit der Tanzszene aus *Bande à part*» in sich zu tragen, vielen Dank Dagmar Brunow, kommen Leichtigkeit und Vergnügtheit womöglich doch noch mal zurück. Irgendwie ist das auch ein bisschen *The Dance of Agency* ...

Nun noch zur Gretchenfrage: Wie halten Sie es mit der Utopie? Das <produktiv-riskante Dilettieren> als stetes Suchen und Versuchen, Modifizieren und Anwenden im Werkzeugkasten der Medien und <ihrer> Theorien mag gegebenenfalls schon etwas abgetragen, aber sicher nicht ganz abgelegt

¹ Volker Canaris, Helmut Kreuzer, Literaturwissenschaft – Medienwissenschaft, Heidelberg (Quelle & Meyer) 1977.

sein. Die Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie hat die Ironie der Geschichte nicht vergessen und sich den Humor bewahrt. Das mag unter Umständen nicht viel sein, aber das reicht schon.

➤ Tilman Baumgärtel

Liebe vor und nach mir auswürfelte Ketten(mit)glieder, liebe Kollegen, die Medienwissenschaft ist ein Formwandler, ein Metamorph, ein *shape-shifter* – also ein Wesen, das seine

Gestalt verändern kann. Und dies zur allgemeinen Verwirrung auch ununterbrochen tut. Genauso wie ihr Gegenstand, die Medien – ein Sujet, für das immer noch nach einer endgültigen Definition gesucht wird. Und wenn du denkst, du hast’n, dann springt er aus’m Kasten.

In den Märchen verwandeln sich Seejungfrauen in Geliebte, Bauernbuben in Werwölfe, Grafen in Vampire. Hoffen wir, dass die Medienwissenschaft kein Blutsauger ist, sondern so flexibel wie der T-1000 in *Terminator 2* – aber nicht so gewalttätig. So anpassungsfähig wie ein selbstreproduzierender Computervirus – aber nicht so heimtückisch.

Kaum sind neue Forschungsbereiche wie Game Studies oder Mobile Medien etabliert, drängeln sich soziale Medien wie Facebook, Twitter, 4chan oder Vine, die neuen amerikanischen TV-Serien wie *Mad Men*, *Homeland* oder *Game of Thrones* in die erste Reihe und wollen gedeutet werden. Im Bereich der digitalen Medien scheint sich ein «physical turn» anzudeuten: Ideen und Konzepte wie das Open-Source-Prinzip oder die Hacker-Ethik, die sich in der Netzkultur der letzten Jahrzehnte entwickelt haben, werden in der DIY-Kultur der Maker wieder in die physische «brick & mortal»-Realität zurückbeamt – via 3D-Drucker, Arduino und sogar mit Hilfe der guten, alten Strickmaschine (die sich unter Hackern als besonders schrilles Computer-Peripheriegerät gerade so großer Beliebtheit erfreut). Aus Bits und Bytes werden wieder Atome.

Per Smartphone und Google Glass legt sich eine visuelle Daten-Schicht über den «meat space», den einige hauptberufliche Internet-Visionäre schon abgehakt hatten. Die *Matrix*-Filme lagen vollkommen falsch: Nicht die Menschen werden als Simulation in den Cyberspace eingespeist. Nein, die virtuelle Realität macht sich breit im Realen (neuerdings wieder ohne Anführungsstriche). So viele Medienentwicklungen, so wenig Zeit ...

Ich würde mich freuen, wenn die deutsche Medienwissenschaft trotz allem das Kino nicht vergessen würde, um das es an deutschsprachigen Universitäten inzwischen schlecht bestellt ist. Und das, obwohl der Film – dank der Digitalisierung der gesamten Filmproduktion – auch ein Formwandler geworden ist. (Der T-1000 ist immer noch eine der spektakulärsten Metaphern dieses Prozesses.) Sie hat zu neuen Formen der Filmproduktion geführt und zu neuen

Weil das Dokument, wie wir wissen, nicht immer das «glückliche Instrument einer Geschichte» ist, zum Abschluss ein Bild. Ein Still, um genau zu sein: «decoding, encoding the signal ... [of love]». (Abb. 1)

➤

Methoden der Distribution: dem legalen Streaming, aber auch zur globalen Medienpiraterie, die für viele Cineasten im globalen Süden die Quelle ihrer «film literacy» ist. Indem sie Filmwissen und -kultur in den Trikont gebracht hat, hat sie (wie ich nach acht Jahren in Asien weiß) ihrerseits preisgekrönte *shapeshifters* produziert: Regisseure, die als Absolventen der «Filmakademie des Piratenvideos» die Konventionen ihres Nationalkinos hinter sich gelassen und die internationale Kinowelt erobert haben. Vielleicht kann man die Filmwissenschaft wieder sexy machen, indem man sich mit solchen Themen beschäftigt?

Und ich würde mich freuen, wenn die deutschen MedienwissenschaftlerInnen die Medien, die sie beschreiben und analysieren, in noch viel stärkerem Maße als bisher selbst nutzen würden. Dass sie Blogs betreiben (auch wenn das keinen deutschen Drittmittelgeber beeindruckt). Oder Gastbeiträge für die Presse schreiben, sei es *Die Zeit*, seien es Fanzines. Dass sie ihre Aufsätze auf ihrer Homepage zugänglich machen – und nicht bei academia.edu, dem Facebook der akademischen Welt. Dass sie ihre vergriffenen Bücher scannen und ins Netz stellen und sich nicht von der immer restriktiveren Copyright-Politik vieler internationaler Verlage einschüchtern lassen.

Dass sie sich einen Twitter-Account einrichten und in der «Filter-Bubble» mitmischen. Dass sie Facebook zu Zwecken gebrauchen, die nicht Mark Zuckerbergs *business model* entsprechen. Dass sie bei Gelegenheit Wikipedia-Einträge verbessern. Oder wenigstens ihre Studierenden statt Hausarbeiten Wikipedia-Beiträge verfassen lassen – das wäre (im 4chan-Jargon) nun wirklich ein «epic win».

Dass sie für ihre Seminare statt einer Facebook-Gruppe eine Mailinglist einrichten (leicht, umsonst, unkommerziell, effektiv, Bandbreite-sparend). Dass sie ihren Studenten beibringen, wie man Cookies löscht, Open Office und Tor benutzt und warum die «Big Data»-Version von Obama und NSA nicht akzeptabel ist. Dass sie ihre Uni davon überzeugen, dass sie einen 3D-Drucker anschafft. Und einfach mal abwartet, was die Studenten damit machen.

Dann wäre die deutsche Medienwissenschaft ein Formwandler, so cool wie ein Transformer-Autobot, der sich vom Hubschrauber zum Kampfroboter zum Unterseeboot morphen kann: fabelhaft und begehrenswert und farbig glänzend.

>

> Tanja Nusser

Liebe Alle, die ihr vor, nach, neben, kreuz und quer, aber vor allen Dingen gleichzeitig und überschneidend zu mir seid (*am I missing here someone or something?*)!

Als Sechste in der Reihe, als Kettenmitglied weist sich mir das Utopische der Medienwissenschaft hier zunächst als ein Verbleiben in Formen aus, die nicht anders zu denken sind denn als Abfolge, die in diesem Falle eindeutig Platzierungen, wenn auch nur durch Nummerierung vornimmt. Der Bezug geht nach hinten und weist nach vorne voraus – markiert somit das Projekt als das was es immer war: Eine Projektion aus der Vergangenheit in die Zukunft. Weder reißt sie (die Projektion, Kette

und Reihenfolge) hier ab, noch wird sie in der Adressierung anders gedacht und etabliert (von uns Autor_innen der einzelnen Briefe, die sich an die <Aufgabenstellung> der Redaktion der ZfM halten – mich mit eingeschlossen). Immer noch ist die Bezüglichkeit eine, die in bekannten Mustern verläuft und den Adressatenbezug herstellen muss, klar und weniger klar umrissen/benannt. Ich unterschlage hier somit die Zufälligkeit der Autor_innenposition, das Gewürfelte und Geworfene des Textes, der somit einer sich vervielfältigenden Logik folgt; quasi Faltungen (oder doch Windungen?) produziert, die zwar linear als Text daherkommen (brav ein Wort nach dem Anderen; unterbrochen nur selten in der Form), aber dennoch den Moment des Zufalls mit sich tragen und Ambivalenzen, Differenzen, Ähnlichkeiten usw. auffächern und zur Konsumption anbieten.

Wobei die Kette in dem Kettenbrief mir persönlich besser gefiele, denn dann gäbe es die Möglichkeit eines Kreis- und eventuell auch Kurzschlusses in der medialen Fortpflanzung von mir zu wem auch immer. Mich beschäftigt hier also die Rück- und Wiederkehr (nicht im unheimlichen Sinne) von etablierten Mustern (der Brief, die Kette, die Reihe), um das Neue, das Utopische zu fassen als den Moment, der die Medienwissenschaft genau dort verortet, wo auch andere Disziplinen sich gerade in dem Auf- und Umbruch, in den Selbstvergewisserungen und -definitionen befinden: auf der Suche nach dem Wohin, das allüberall seit nun einigen Jahren zu beobachten ist und herrlich neue Binarismen produziert. Nicht reaktionär, nicht (unbedingt) konservativ, aber durchaus rückwärtsgewandt, Konzepte aufgreifend.

Im eigentümlichen Sinne verwehrt sich in mir das Projekt einer Projektion, eines Entwurfs, der meine Ideen und Träume eventuell <Bild> werden lässt; anscheinend wäre eine Medienwissenschaft für mich eine, die sich den <Bildern> in diesem Sinne verweigert, die keine Zuschreibungen, keine Projektion vornehmen will; sich nicht entwirft. Hier liegt für mich ein utopischer Moment; denn genau hier schließt auch die Frage nach der politischen Dimension und dem Handeln an.

Anders formuliert: Zwischen dem *keep it real* und dem Realismus ohne Anführungszeichen (ob als neuer Realismus oder Dokumentarismus diskutiert), also einer scheinbaren Zuwendung zu einer Realität (die nicht ironisch gebrochen wird) und den Dingen (diesmal eindeutig mit Latour gesprochen) und einer Wunschproduktion, die uns aus dem Schlamm einer Gegenwart (indirekt als Vorstellung einer singulären, linearen Zeitlichkeit formuliert – wo verbleiben hier nur die Faltungen, die Mehrdimensionalitäten, die Ungleichzeitigkeiten der Gegenwart als Geschichte/n?) hinauszuführen mag, begegnen wir genau dem Problem, das in den letzten 20 Jahren (mindestens) schon immer diskutiert worden ist, als das, was vergangen ist und von dem wir uns nicht lösen können: pragmatische und theoretische m/Manifeste Aussagen; nicht als Gegensätze etabliert, sondern als performative Positionsbezüge (zwischen hochschulpolitischer Notwendigkeitslogik und dem Wunschenken einer Disziplin, in ihrer Nicht-Disziplinarität, die sich nicht verorten will). Das Credo, die

Krux oder Aporie (bitte das gewünschte Konzept ankreuzen) wäre hier und ist, dass all dies die Medienwissenschaft zu einer Disziplin im Verbunde aller anderen Disziplinen «erhebt» und gerade nicht das Besondere benennen oder herausstellen kann und das ehemals Neue als Etabliertes genau mit den gleichen Fragestellungen konfrontiert: von Wandel, Tradition, wirtschaftlichem Denken, Erneuerungsbestrebungen, Hipness-Faktoren und dem sich Herschreiben, den strategischen Grenzziehungen und Öffnungen zu «Nachbar-disziplinen», von Selbst- und Außenzuschreibungen, Wunschproduktionen und Notwendigkeiten, Anpassungen und Aufbrüchen. Und ja, wir – wer immer sich angesprochen fühlt hier – wollen die neuen Medien, welche auch immer, be- und erforschen, sie lehren, dem «Zeitgeist» folgen, aber bitte lasst uns und unsere Studierenden doch auch Mailinglists einrichten anstelle von Facebook-Kommunikation und Cookies löschen. Der bewusste und selbstverantwortliche Umgang mit den Medien ist anscheinend gefordert (das als leicht kon-

servative Endnote) und weist zurück auf die Aporien, die den Medien und der Medienwissenschaft inhärent sind (über die Zukunft der Medien/Wissenschaft in einem der ältesten Medien zu diskutieren, als theoretischer Zugang und als Disziplin)!

> Skadi Loist

I'm Not There

«Wie ist die Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie?» Was wie eine einfache Frage daherkommt, kann leicht eine kleine Identitätskrise für die individuelle Forscher_in und

>

ein Fach auslösen – so scheint es bei genauerer Überlegung, was man darauf antworten könnte, und mit Blick auf die vorhergehenden Briefe.

Es ist mitunter schwierig genug, zu erklären, was man überhaupt so treibt als «Medienwissenschaftler_in». Das Antwortspektrum scheint da sehr kontextabhängig. Zum Beispiel, wenn man bei der Familienfeier zum 89. Geburtstag der Oma von scheinbar aus Höflichkeit fragenden Onkeln auf die Auskunft, man arbeite an der Uni und schreibe seine Dissertation zu Filmfestivals, ein kaum verstelltes «Ach? Das kann man?» erntet. Hier ist man zuerst damit konfrontiert, erklären zu müssen, was den Bereich «Medien» als Arbeitsfeld und darüber hinaus als universitäres Forschungsfeld überhaupt ausmacht. Von einer Relevanz über die Ausbildung von zukünftigen Medienmacher_innen hinaus ist dort wenig Fantasie über den Gebrauchswert der *Medienwissenschaft* zu spüren.

Im Kontext jahrelanger Beratung für studieninteressierte Abiturient_innen scheint hingegen klar, dass ein Studium von «irgendwas mit Medien» von Wert sei. Dort ist das Umreißen des Feldes Medienwissenschaft eher von Abgrenzungsbewegungen gekennzeichnet: Nein, die universitäre Medienwissenschaft bildet nicht auf klare Berufsbilder aus.² Journalist_in kann man zwar werden, aber ausbilden tun diese offiziell Journalismusschulen; Moderator_in wird man in der Regel nicht nach diesem Studium; in der PR landen viele Absolvent_innen, aber die Grundlagen kommen dann oft eher aus der

² Obschon die deutsche Verwaltung in Form der Agentur für Arbeit inzwischen immerhin einen eigenen Tätigkeitsschlüssel für Medienwissenschaftler_innen kennt (91244)! Dank gilt Katja Schumann für das Teilen dieser Erkenntnis.

empirischen Kommunikationswissenschaft oder BWL-Kursen.

Soweit zum Fach aus praktischer (Außen-) Sicht. Zurück zur Frage und zur Sicht von innen. Wie also wird die Medienwissenschaft sein in der Zukunft oder Utopie? Aufgrund meiner Herkunft als ostdeutsches Wendekind habe ich es ehrlich gesagt nicht so mit den Utopien, sondern habe aus der Geschichte eher einen praktischen/pragmatischen Umgang mit sich wandelnden Systemen mitgenommen. Von daher wird kein Manifest einer Utopie folgen – das hat der sehr schöne Brief von Dagmar Brunow bereits besser formuliert, als ich es könnte. Danke dafür!

Wenden wir uns also einer möglichen, nahen Zukunft zu. Idealerweise einer Zukunft, die man selbst miterlebt, noch besser mit beeinflussen kann. Die Frage des Einflusses scheint aber schon wieder potenziell schwierig zu sein. Zum einen hängt das von der eigenen Position innerhalb der Medienwissenschaft und zum anderen von der Position im Getriebe der (deutschen) Hochschullandschaft ab. Dass es um den deutschen Mittelbau schlecht steht, eine zunehmende Prekarisierung zu verzeichnen ist, beklagen seit einigen Jahren nicht nur Promovierende, Promovierte, Postdocs und PhDs in der Medienwissenschaft, sondern auch andernorts. Dennoch ist eine Position zwischen Baum und Borke, im verflixten siebten Jahr innerhalb eines auf Sechsjahrestakt (WissZeitVG!) angelegten akademischen Systems nicht sehr hilfreich bei der Überlegung, wo und wie man sich fachlich positionieren möchte/könnte/wollte/sollte. Neben der Abhängigkeit von Lehrstühlen oder Antragsberechtigten ist dann noch zu beachten, in welchen Fahrwassern, Trendwellen oder Wissenschaftsschulen man mitschwimmt. Ganz zu schweigen von den eigenen Idealen und Ideen. Ist die eigene medienwissenschaftliche Forschung innovativ; gesellschaftlich relevant und praxisnah, ohne sich der Profit- und Verwertungslogik von Wirtschaft und Politik zu beugen; anschlussfähig und interdisziplinär, ohne zu sehr in fremden Fächern zu wildern; international gefragt, aber auch daheim genug etabliert; von den Rändern her denkend, ohne in Nische und Ghetto abgeschoben zu werden; sich Zeit für *slow criticism* nehmend, ohne die aktuellen Entwicklungen aus den Augen zu verlieren?

Fragen über Fragen. Da kann man an einem grauen Novembertag schnell ins Grübeln kommen über die eigene Verortung in *status quo* und *quo vadis?* der Medienwissenschaft. Da ist die Assoziationskette schnell bei *I'm Not There* (Abb. 2).

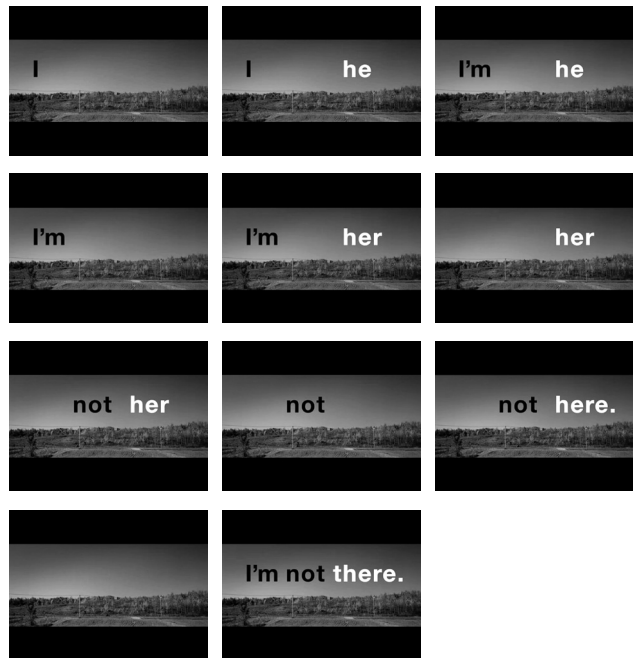


Abb. 2 Screenshots von *I'm Not There*, Regie: Todd Haynes, USA 2007

In Todd Haynes' grandiose (non)biopic *I'm Not There* (2007) heißt es enigmatisch im Vorspann: «There he lay. Poet. Prophet. Outlaw. Fake. Star of electricity. Nailed by a Peeping Tom, who would soon discover – «Home is like a naked person» – even the ghost was more than one person.»

Obgleich hier von der Kult-/Kunstfigur Bob Dylan die Rede ist, lässt sich eine solche Beschreibung vielleicht auch auf den *shapeshifter* Medienwissenschaft anwenden. Ein ebenso schwer greifbares, multiples, enigmatisches und

gern auch elektrisierendes und Faszination auslösendes Feld – mit einem Witz und einer Brillanz betrieben wie der obige Film ausgeführt – nenne ich gern meine Medienwissenschaft der Zukunft.

> Erhard Schüttpelz

Noch einmal die Frage:

Wie ist die Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie?

Medien werden seit dem 19. Jahrhundert durch Ingenieurwissenschaften

>

und aus naturwissenschaftlichen Grundlagenforschungen entworfen, sie werden durch soziotechnische Kollektive gestaltet und unter sozialwissenschaftlicher Beteiligung organisiert, und sie werden durch Kulturwissenschaften als eine eigene Sphäre der Zeichenzirkulation und sprachlichen Manifestation formuliert und gerahmt. Medien partizipieren unweigerlich an allen drei Wissenschaftsformationen der Moderne und ziehen immer neue methodische und sachliche Kompetenzen aus den Wissenschaften an, die sich in ihrer ungeklärten Mitte – im Medium – treffen. Diese Lage bestimmt Medien, und sie gibt gute Gründe, an der Existenz und der Möglichkeit einer Medienwissenschaft zu zweifeln, außer man versteht sie als eine Zweckgemeinschaft von Wissenschaftler_innen, die in der Medienforschung tätig sind, und ihre Verbindung als «Projekt Medienwissenschaft».

Hat dieses Projekt einen utopischen Kern? Es bleibt ebenso kontingent wie unausweichlich, dass die Medienforschung durch das turbulente Objekt in ihrer Mitte die schillernden Interferenzen der Sozialisation in mehreren Wissenschaften austrägt und zugleich die tiefsitzenden modernen Spaltungen und Reduktionen. Das Medium als technische Größe oder technisches Museum zu fixieren, es zu soziologisieren oder auf die gekonnte Auslegung eines Korpus zu eichen, selbst seine Naturalisierung werden auch in Zukunft als die wissenschaftlich notwendigeren Übungen erscheinen, weil diese Tätigkeiten eine plausiblere wissenschaftliche Kontinuität aufweisen. Wo diese Tätigkeiten sich überkreuzen, bleibt der Blick in den Maelstrom der Irreduzibilität erhalten, und er macht seit fünfzig Jahren die eigentliche Faszination einer Medientheorie aus. Die Kette der Postkarten hat die Frage klar benannt: Wenn das Medium in der Mitte der Wissenschaftsformationen angesiedelt bleibt, wie begründen wir dann all die methodischen Freiheiten, die wir in Zukunft noch brauchen werden? Gibt es gut begründete Vorgehensweisen ohne die Herrschaft von Methoden?

Wenn zwei wissenschaftliche Methoden zusammen- und zur Interferenz gebracht werden, ist es um die Herrschaft einer Methode meist schon geschehen. Außerdem gibt es Vorgehensweisen, die nur für solche Interferenzen entwickelt worden sind, «Feldforschung» ist eine von ihnen (wo sie ihrer teilnehmenden Beobachtung nachgibt); aber auch jede Form von wissenschaftlichem Text, die es notwendig macht, zwei oder mehr wissenschaftliche Genres gegeneinander auszuspielen oder zwei Sachgebiete zu hybridisieren. Nicht nur an der Schnittfläche von Medien, sondern auch in ihrer Erforschung entstehen Raster und Moirés: Mythen, Wissenschaftsfiktionen, Orakel ... Umso fruchtbarer, die Interferenz als Methode auszuweisen, sie in ihrer Notwendigkeit zu begründen und durch Vorbilder zu kanonisieren. Um Christoph Neuberts Memento aufzugreifen: Ist die Zeit dafür reif? Haben wir genügend Fallbeispiele für ein Grundstudium beisammen? Sollte das allen beigebracht werden, die Medien erforschen wollen? Ich denke schon.

Mit diesem Vorschlag will ich keiner Privilegierung der Medien das Wort reden. Medien bestimmen unsere Lage, aber alles andere bestimmt sie auch. Die Versuchung, den Igel dort zu orten, wo der Hase gerade ankommt, ist in der Medienwissenschaft groß. Aber andere Wissenschaften haben ihre Igel ebenfalls platziert, und zwar schon länger. Auch die irreduzible Stellung zwischen den Wissenschaftsformationen ist kein Privileg der Medien – sie gilt gleichermaßen für den Menschen, sprich für die Anthropologie, aber auch für den blinden Fleck der Wissenschaften und ihrer institutionellen Expansion seit dem 2. Weltkrieg, i.e. «Wissenschaft». Die ungeklärte Mitte anzusteuern, bleibt nicht nur eine Aufgabe der Medienwissenschaft und ihrer theoretischen Entfaltung, sondern auch in der Medientheorie selbst koextensional mit Sujets, über die andere Forschungen mit ihren Medienpraktiken professioneller verfügen. Bruno Latours Slogan «Wir sind nie modern gewesen» war ein fulminanter Versuch, die koextensionale Mitte dieser drei (Mensch, Wissenschaft, Medium) für die Modernen zu markieren; die Geschichte des Medienbegriffs führt uns in eine Anamnese dieser metaphysischen Mitte, und zwar auch durch eine Anamnese ihrer Apparate und Praktiken. Ich komme gerade von einer Tagung, bei der die Frage aufkam: Geht die Steuerung von Maus und Cursor geradewegs auf die mittelalterliche chinesische Planchette und das spiritistische Ouija-Brett zurück? Und treffen wir uns alle nicht genau dort, Tag für Tag, Nacht für Nacht, in der Hand eines Cursors? Raster und Moirés: Mythen, Wissenschaftsfiktionen, Orakel ...

*I stepped up on the platform
The man gave me the news
He said, You must be joking son
Where did you get those shoes?
Where did you get those shoes?*

> Anke Zechner

Mezukur Tagebuch

Acht Bilder aus der Zukunft der Medienwissenschaft

15. Januar, Shanghai 2034

Heute hat es geschneit, auf den

Dächern rund um Pu Dong-

hongqiao Garden glitzerte es eisig, als ich in Richtung Medienwissenschaft schlitterte. Diesmal war sie direkt im Shanghai Grand Theatre Opernhaus untergebracht. Manchmal wünschte ich, sie hätte einen festen Ort und ich wüsste, was mich an diesem Tag erwartete.

In welchem Medium lässt sich die Medienwissenschaft der Zukunft darstellen? Buch, Bild, Musik ... Vielleicht als der fluktuierende Baum, den Michel Serres am Ende von «Erfindet euch neu!» entwirft? – Ein sich fortwährend wandelndes bewegtes Objekt aus Daten und Licht, individuell und abstrakt zugleich, schwer greifbar irgendwo zwischen Malerei, Skulptur und *expanded cinema* – bewegtes Licht, jenseits verfestigter Strukturen, sich ständig verändernd mit jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer.

2. März *Es ist schön, dass die medienwissenschaftlichen Kochkurse neuerdings im Oriental Pearl TV Tower stattfinden – war mal das höchste Gebäude Saigons. Die Dinge schmecken anders, wenn man dabei in die Ferne sehen kann, und ich verstehe besser, wie sie zusammenhängen.*

Die Medienwissenschaft der Zukunft ist eine, die ein intensiveres und wahrhaftigeres Verhältnis zum Wahrgenommenen und zu ihren Gegenständen möglich macht. Eine, die Materialität, Dinglichkeit und Oberflächen nicht auf abstrakte Begrifflichkeiten reduziert. Statt im herrschaftlich distanzierten Verhältnis metaphysische Ordnungsmuster zu applizieren, um sich die sperrigen <Dinge> unterzuordnen, werden Verbindungen, Allianzen, mimetische Relationen gefördert. Eine andere Welt braucht andere Subjekt-Objekt-Verhältnisse.

19. April *Konnte erst nicht einschlafen und habe dann vom Kino geträumt. Von den dunklen Räumen, die es hier vor über hundert Jahren gab. Die Filme, die man dort sah, konnte man anfassen und an ihnen sogar riechen. Aber die Leinwand in dem alten Kino blieb leer, ich habe keine Bilder gesehen, sosehr ich mich auch bemühte. Also bin ich immer wieder aufgewacht.*

Die Medienwissenschaft der Zukunft ist musikalisch und hat gelernt, auf den Klang der Welt zu hören; ist Musik, ist eine Frau, ein Tier. Kleine Schnecke, kleine Schnecke, was siehst du? fragt die Ente und beugt sich hinab.

25. Mai *Manchmal nerven die Analysen ein wenig, in denen wir versuchen, die alten Medien nachzusingen. Zumal Chen eine wirklich grausige Stimme*

Well, I've seen 'em on the TV, the movie show

They say that times are changing

But I just don't know

These things are gone forever

Over a long time ago.

>

hat und immer neben mir stehen will. Aber danach, auf dem Heimweg, kann ich verstehen, was die U-Bahn mir sagen will.

Die Zukunft der Medienwissenschaft ist ein Kind – Serres nennt es Däumelinchen, wir nennen es Mezuku –, das immer wieder die gleichen Fragen stellt. Selbst wenn das dauernde Fragen nervt oder sinnlos erscheint, lässt das Kind nicht locker, weil es das Fragen ebenso interessiert wie die Antwort. Ein Kind, das sich manchmal unter dem Tisch versteckt und dann hervorkriecht und jubilierend ausruft: Ich bin wieder da.

30. Juni *Momentan beschäftigen wir uns mit einem merkwürdigen Medium: eine Art riesiger digitaler Fotozelle unter dem Eis, die etwas einfängt, das niemand sehen kann und das auch gar nicht von dieser Welt stammt. Jedes 100.000ste Teilchen, das darin abgelichtet wird, stammt von weit entfernten kosmischen Objekten aus den Tiefen des Universums. Will man so außerplanetarisches Leben oder einen Gott beweisen?*

Mezuku ermöglicht, Position zu beziehen, das heißt, dass sie in die Lage versetzt, zu urteilen und zu handeln.

8. August *Ich bin froh, dass ich immer noch fragen darf. Keiner kann mir etwas vormachen, denn niemand sollte mir gegenüber behaupten, dass er mehr weiß als das Netz, zu dem ich jederzeit Zugang habe. Doch manches will eben besprochen werden, sonst bleibt es unklar.*

Eine Utopie der Medienwissenschaft: Sie bezieht selbst Stellung, nimmt Partei, ist politisch.

27. September *Chen war seit Wochen nicht mehr im Kurs. Ich habe mir Sorgen gemacht, ob er vielleicht krank ist. Aber warum antwortet er nicht? Er ist manchmal so unvorsichtig, weiß nicht, wie gefährlich Informationen sein können. Der Dummkopf sucht im Netz nach Antworten, die doch auf der Straße zu sehen und zu hören sind. Als ich dann zu ihm nach Hause gegangen bin, hat er mich ausgelacht. Er ist wirklich ein Trottel! Wie kann man sich nur beim Tanzen das Bein brechen? Hoffentlich hat er sich wenigstens ein bisschen gefreut, dass ich da war.*

Wo ist der Ort der utopischen Medienwissenschaft? Innerhalb oder außerhalb der Universitäten? Mezuku ist draußen – im Offenen – sie hat die Sicherheit und die Starrheit der Institutionen verlassen.

Eine Medienwissenschaft der Utopie kann nur an einer bestimmten Form von Universität existieren – oder außerhalb von ihr. Das heißt, eine Utopie der Medienwissenschaft setzt die Utopie einer anderen Universität voraus.

4. November *Im Huangpu-Park philosophiere ich am liebsten. Der ist zwar klein, aber bei den Pagoden lässt es sich gut nachdenken. Auch kann ich die vereinzelt vorbeilaufenden Spaziergänger mit ihren neuerdings hier erlaubten Hunden beobachten. Die Hunde erinnern mich in ihrer Unterschiedlichkeit immer an die verschiedenen Konzepte, die sich jeder von diesem Leben macht.*

Wäre es nicht gut, diese sichtbar an der Leine vor sich her- und auch ab und zu loslaufen zu lassen?

Mezuku ist nicht immer leicht zu verstehen. Muss man sie mögen? Sie ist vielleicht etwas sprunghaft. Ob sich das mit der Zeit legen wird? Wie

wird man erwachsen? Verliert Mezuku dann an Beweglichkeit? Sie hat keine Angst vor der Zukunft, doch nichts ist ihr selbstverständlich.

➤

> Andreas Beinstener

Das ortlose Zwischen

Die Frage nach der Medienwissenschaft der Zukunft, ebenso wie die nach derjenigen der Utopie, oszilliert

zwischen *genitivus subjectivus* und *objectivus*. In den bisherigen Antworten dominieren, soweit ich sehe, Überlegungen zur Zukunft der Medienwissenschaft; in immerhin 3–4 Beiträgen schwingt jedoch der Gedanke mit, dass Utopie und Zukunft auch lohnende *Gegenstände* medienwissenschaftlicher Forschung sein könnten.

Zweifellos hält sich Medienwissenschaft im Zwischen auf, und wie betont wurde, reicht das weder als Alleinstellungsmerkmal, noch zerbrechen daran Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit. Und doch scheint mir im Ansteuern der ungeklärten Mitte eine Medienwissenschaftlichkeit auszeichnende, genuine Tendenz zur Befragung des U-topischen und Zu-künftigen zu liegen. *Unterwegs zu einem ortlosen Zwischen* wäre Medienwissenschaft so immer schon eine der Zukunft und der Utopie (*genitivus objectivus*). Diese Verpflichtung auf ein *not there*, ein Ort-loses und somit auch nie endgültig zu Erreichendes, legt Vorbehalte gegenüber dem Bilden von Bildern, dem Entwerfen von Projektionen und Zuschreibungen nahe, wie sie hier auch bereits geäußert wurden. Wenn nämlich das ortlose Zwischen in seiner geschichtlichen Wandelbarkeit seinen nie letztlich einholbaren Anteil hat an den jeweiligen utopischen Entwürfen, in seiner jeweiligen Selektivität bestimmte normative Ansprüche stützt, somit auch mitbestimmt, was uns als Zu-künftiges zukommt, so fordert dies eine Bezogenheit der Medienwissenschaft auf das Utopische auch im engeren Sinne. Aufmerksamkeit für Differenzen, Wissen ums Nichtwissen, Achten auf die Verwiesenheit von Zukunft auf Herkunft, Ahnung von den Operationen, die das System treiben – all dies gewinnt dadurch seine Dringlichkeit für die Medienwissenschaft. Und es ergeben sich auch einige Fragen zu den bisherigen Überlegungen.

Etwa erscheint mir die Perspektive des Offenen, in das sich die Medienwissenschaft der Zukunft begeben soll, medienwissenschaftlich doch zu unterbestimmt. Ist die Frage nach einer zukünftigen Medienwissenschaftlichkeit³ tatsächlich ablösbar vom Bezug auf die Institution Universität? Vermutlich wäre es hilfreich, wenn die Universität noch stärker als bisher zum Gegenstand der Medienwissenschaft würde, anstatt lediglich ihr institutionelles Medium zu bilden.

³ Was den status quo dieser Medienwissenschaftlichkeit angeht, scheint es mir neben den Debatten um Pluralismus und Kanonisierbarkeit beachtenswert, dass mehrere Beiträge dieser Kette Bedarf sehen, in Lehre wie Öffentlichkeitsarbeit Alternativen zu Facebook und Academia bzw. überhaupt einen bewussten und verantwortlichen Mediengebrauch anzumahnen.

Natürlich bleibt uns angesichts von nicht nur hier artikulierten Unzufriedenheiten das Wünschen. Aber ist die Wunschproduktion dem Belieben kollektiver oder singulärer Medienwissenschaftler_innen unterstellt? Oder vermag sich unser Wünschen doch meist nur im Spielraum eines bereits Erwünschten zu halten? Auch die Frage nach dem Wunsch verweist auf den Zusammenhang von Medialität und Utopie als medienwissenschaftlicher Aufgabe.

Von Aristoteles kennen wir die Überlegung, er würde seine Sklaven entlassen, sobald sein Weberschiffchen von selbst webte; Technik könne also die Sklavenhaltergesellschaft ablösen. Michel Serres wiederum zelebriert seit geraumer Zeit begeistert die Enthauptung: der Kopf sitze uns nicht mehr auf den Schultern, sondern habe sich mitsamt seiner Verstandesleistung verflüchtigt in die fluktuierende Welt der Algorithmen, in die kollektive Intelligenz des Netzes, und lasse seinen ehemaligen Träger (im doppelten Sinne) als einen Menschen ohne Fähigkeiten zurück, der nunmehr frei sei für die wundersame Entfaltung seiner un-fähigen Kreativität.

Soll sie tatsächlich auch zu politischem Stellungsbezug befähigen, so muss eine Medienwissenschaft der Zukunft aus dem nunmehr bereits langjährigen Durcharbeiten von Exteriorisierungs- und Organprojektionsthese lernen, diese beiden U-topien zu unterscheiden: den entlassenen Sklaven und den fehlenden Kopf.

Besonders relevant für die Frage nach dem utopischen Potential der Medienwissenschaft scheint mir die Haltung zum Realismus und zu den Anführungszeichen. Eine Medienwissenschaft der Zukunft kommt nicht umhin, sich mit der auf diese Weise angesprochenen Utopie einer Wissenschaftlichkeit auseinanderzusetzen. Und doch wird sie sich, dem U-topischen verpflichtet, mit Materialitäten, Dinglich- und Oberflächlichkeiten ebenso wenig zufrieden geben können wie mit Begrifflichkeiten. Der Blick in den Maelstrom der Irreduzibilität bleibt die eigentliche Faszination. Nur solange er erhalten und ausgehalten wird, bleibt die Utopie utopisch.

Zusammenfassend: Eine Medienwissenschaft der Zukunft und der Utopie wird *genitivus subjectivus* und *objectivus* in dem Maße zu vereinen wissen, in dem sie auch weiterhin nicht bei den jeweiligen Gegebenheiten stehen bleibt (auch nicht, wenn diese als das nun aber wirkliche Wirkliche aus-gegeben werden), sondern unterwegs bleibt zum Geben, zum «es gibt» selbst – und damit zum ortlosen Zwischen als dem unerreichbaren Ort dieses Gebens.